



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bruchmann, K.: Die ewige Wiederkehr

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ausschließlich den Universitätslehrern oblag und schriftstellernde Praktiker damals eine Ausnahme waren. Als der damalige Obergerichtsrat, spätere Reichsgerichtsrat Otto Bähr im Jahre 1855 seine berühmte Schrift über die Anerkennung veröffentlicht hatte, bot man ihm zur Belohnung für diese bei einem Praktiker damals außergewöhnliche Leistung — eine Professur in Marburg an.

(Schluß folgt)



Die ewige Wiederkehr

Von K. Bruchmann



as wohlige Gruseln, mit dem nicht wenig Leute noch immer in den entzückenden Brunnen schacht von Nietzsches philosophischem Tiefsinn starren, ist nicht ohne psychologisches Interesse. Einerseits ist es wohl freilich ein gutes Zeichen, wenn jemand über die Fähigkeit einer kleinern oder größern Verzücktheit verfügt: denn dann ist er ja nicht blasirt, mag sich auch der Enthusiasmus an den naturalistischen Beinen der Diva Isadora Duncan entzünden, oder an einer nur mit einem Mantel bekleideten Frau, der mutigen Monna Banna, oder an einer Speiseordnung von fünf Gängen, oder einem plötzlich bei den Leuten von gutem Geschmack modern gewordenen Negertanz, cake-walk genannt. Andererseits entsteht bei den armen Richtergriffnen, die natürlich diese Trauben sauer finden, die bange Frage, woher das kommt, und der natürliche Trieb, den Wert dieser Begeisterung herabzusetzen. Denn damit haben sich die Menschen immer geholfen. Wer den Reichtum theoretisch verachtet, preist damit die Armut, und wer eine Lobrede auf den Tod schreibt, setzt dadurch den Wert des Lebens herab.

Da erzählt uns einer der Glücklichen oder Geweihten, einer von der „Gemeinde“ — der Ausdruck ist jetzt sehr beliebt, aber trotzdem kein sicheres Zeichen für größere Frömmigkeit —, daß dem verewigten Nietzsche der Gedanke der ewigen Wiederkehr „aufgegangen“ sei. Wir fassen uns pflichtschuldigst an den Kopf. Aufgegangen? Ja freilich; so ungefähr, wie die Sonne aufgeht, die dieses löbliche Geschäft schon öfter besorgt hat. Denn Nietzsche hat diesen Gedanken sicherlich mindestens aus der griechischen Philosophie gekannt. Aber auch sonst ist er den Menschen gekommen, wenn auch nicht immer ganz gleich ausgeprägt und nicht immer aus demselben Bedürfnis entspringend.

1

Der weise Prediger, dem man alle Tage zuhören müßte, gibt uns seine wohlbegründete Ansicht vom Leben (1, 9): Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird; und geschiehet nichts Neues unter der Sonne. Geschieht auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? Denn es ist zuvor auch geschehen in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind. Die Erde aber bleibt ewiglich (1, 4).

In diesem Bekenntnis werden wir nicht den Ausdruck einer schwungvollen Freude finden, sondern heraus hören: ewig die alte Leier; so ist das Leben! Dennoch kommt auch in ihm der festgewurzelte Optimismus des Alten Testaments zur Geltung in der praktischen Folgerung für das Leben: Es ist besser, das Gegenwärtige zu gebrauchen, denn nach Andern gedenken. Das ist auch Eitelkeit und Jammer. So sehe ich nun das für gut an, daß es fein sei, wenn man isset und trinket, und gutes Muts ist in aller Arbeit, die einer tut unter der Sonne sein Leben lang; daß nichts besser ist, denn fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben — wenn man auch die Toten mehr lobt als die Lebendigen.

Da dem Alten Testament die kosmologische Spekulation mit Ausnahme der Schöpfungs- und der Flutgeschichte fast ganz fremd ist, so können wir nicht erwarten, daß die Melodie der alten Leier auf die Kosmologie angewandt wird. Aber die Rückkehr zu dem, was war, also auch der Untergang dessen, was ist, bildet im Alten Testament ein Glied der religiös-ethischen Gedankenkette über die Folgen menschlicher Handlungen und über das Gericht, das sie zu erwarten haben. Wie die gesamte Bibel die Weltgeschichte mit der Formel umspannt „vom Paradies zum Paradies,“ so ähnlich sind im Alten Testament die Vorstellungen einiger Propheten, offenbar mit der Nebenabsicht der Bußpredigt oder der Tröstung, die einst dem, der sie verdient, zuteil werden soll, mag das nun mehr frommer Wunsch oder Glaube sein. Einerseits werden dabei nur die schreckhaften Veränderungen geschildert, die „der Tag Jahwes“ mit sich bringt: das ganze Himmelsheer zergeht; wie ein Buch rollt sich der Himmel zusammen, und all sein Heer welkt ab, wie das Laub am Weinstock verwelkt, wie Blätter am Feigenbaum; der Mond wird sich schämen, und die Sonne zuschanden werden; die Sterne des Himmels und die Orione werden dann ihr Licht nicht mehr leuchten lassen u. dgl. m. Andererseits kehrt die goldne Zeit wieder, wobei zuweilen das charakteristische Wort „Eden“ verwandt wird (Ezech. 36, 35. Jes. 51, 3). Das Land, heißt es, das verödet war, ist wie der Garten Eden geworden. Er tröstet Zion, tröstet alle ihre Ruinen, macht ihre Wüste dem Wonnelande gleich. Ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde, und an das Frühere wird man nicht mehr denken. Gleichwie der neue Himmel und die neue Erde, die ich schaffe, vor mir fortbestehn werden — ist der Spruch Jahwes —, so wird auch euer Geschlecht und euer Name fortbestehn. Dann wird der Wolf neben dem Lamm wohnen und der Farder neben dem Böcklein lagern, Hind, Löwe und Mastvieh werden zusammen weiden, und ein kleiner Knabe sie leiten, Kuh und Bärin werden ihre Jungen nebeneinander lagern, und der Löwe wird sich, wie die Kinder, von Stroh nähren; Schwerter werden zu Karsten umgeschmiedet, und Spieße zu Winzermessern usw.

Mit dem Gedanken, daß die goldne Zeit einst wiederkehrt, verbindet sich der von einer Reinigung des Menschengeschlechts; auch bei Seneca ist davon die Rede. Er will uns sagen, auf welche Weise ein großer Teil der Erde (also nicht um das Weltganze handelt es sich) überflutet werden wird, wenn der Schicksalstag der Sintflut (fatalis dies diluvii) hereinbricht. In seiner höchst anschaulichen Schilderung erklärt er, Wasser und Feuer habe die Herr-

schaft über die irdischen Dinge; von ihnen komme Ursprung und Untergang. Ist der Welt eine Neuerung bestimmt, so kommt das Meer über uns. Ist dieser Zeitpunkt gekommen, wo Teile der Erde untergehn und von Grund aus vernichtet werden sollen, damit sie von neuem ganz unbearbeitet und harmlos erstehn und kein Lehrer für das Schlechte übrig ist, dann wird es mehr Masse auf Erden geben, als es jemals gegeben hat. Ein Meer wird dann ungefähr aus allen Meeren. Aber dieser Triumph des Wassers ist nicht dauernd; sondern nach Vollendung des Gerichts über das menschliche Geschlecht und nach Vernichtung der Tiere wird die Erde die Gewässer wieder einschlürfen, das Meer zwingen, still zu stehn oder nur innerhalb seiner Grenzen zu wüten, und der Ozean, von unsern Wohnsitzen zurückgetrieben, wird in sein abgesondertes Gebiet gedrängt; die alte Ordnung der Dinge kehrt zurück. Jedes lebende Wesen wird von neuem hervorgebracht, und die Erde erhält einen Menschen, der, unbekannt mit Verbrechen, unter bessern Auspizien entstanden ist. Aber auch für diese wird der Stand der Unschuld nicht dauern, außer so lange sie noch neu sind. Schnell schleicht sich die Nichtswürdigkeit ein, und die Tugend ist schwer zu erfinden. Der Mensch braucht einen Leiter und Führer, aber die Laster lernen sich auch ohne Lehrer.

Daß die Vorstellung von einer strafenden Flut den Römern nicht unbekannt war, weiß jeder aus der Erzählung von Philemon und Baucis, worüber Wener in seinem Buche „Die Sintflutsagen“ gehandelt hat, und wozu auch Rankes Aufsatz über die Flutsage (im 51. Bande der Werke) gehört.

Obgleich sich der Gedanke von Strafe und Reinigung auch in der indischen Spekulation über diese Dinge wieder findet, so ist diese etwas mehr kosmologisch gefärbt. Die gegenwärtige Welt, sagen die Indier, ist entstanden aus einer frühern, die wieder nicht die erste war. Der Prozeß der Weltumwälzungen geht in sehr langen Perioden vor sich, wie denn die Indier überhaupt mit Zahlen und Zeiträumen nicht sparsam sind. Siebenmal hintereinander wird die Welt durch Feuer zerstört, das achtemal durch Wasser, das 64ste mal durch Wind. Zur Buße werden die Menschen ziemlich zeitig, nämlich 100 000 Jahre vor der Katastrophe, ermahnt. Nachdem es ein letztes mal geregnet hat, fängt alles an zu verdorren und zu verhungern. Die Zahl der Sonnen steigert sich auf sieben. Dann brennt die Welt 100 000 Jahre oder noch mehr. Wird sie durch Wasser vernichtet, dann regnet es mit einem Regen von äzendem Wasser, in Tropfen, die bis zu einer Größe von 1000 Kubikmeilen anwachsen. So wird das ganze Universum aufgelöst. Bei der Zerstörung durch Wind erhebt sich unterhalb der Erde auf dem Urmeer, auf dem sie schwimmt, ein Sturm, und die Welt wird so zerschmettert, daß kein Atom übrig bleibt. Ist nun alles vernichtet, dann beginnt allmählich die Neubildung. Durch Wind wird „Luft angehäuft,“ eine Wolke gebildet, aus der ein Regen strömt, der den ganzen Raum mit Wasser füllt. Aus den vom Wind gekräuselten Fluten sondern sich festere Bestandteile ab, wie Rahm aus Milch. Nach allerlei Phantastik entstehen endlich die neuen Menschen. Sie haben einen glänzenden Leib, strahlender als die Sonne, nähren sich von Freude und geistlicher Betrachtung! Sie kosten aber von einem geheimnisvollen süßen

Saft, der aus der Erde quillt. Daraus entsteht Gärung und Begierde nach Speise. Sie verlieren ihren Glanz — so müssen Sonne, Mond und Sterne zur Beleuchtung der Erde entstehen. Je mehr sie essen, desto häßlicher werden sie. Stolz und Streit erheben sich usw.

Auch der nordischen Phantasie der Edda ist die Vorstellung vom Weltuntergang nicht fremd. Das Gesetz der Veränderung, meint Carlyle (Über Helden und Heldenverehrung), das ein in die innersten Gedanken der Menschen geschriebenes Gesetz ist, wurde von diesen alten, ernsten Denkern in ihrem rohen Stil ausgedrückt, nämlich wie, obwohl alles stirbt und sogar die Götter sterben, aller Tod doch nur der Feuertod eines Phönix ist und Neugeburt zu Größern und Bessern. Nach dem Weltbrand erhebt sich eine neue, seligere Erde, auf der Korn ungesät wächst, eine neue Sonne scheint, verjüngte Götter herrschen, ein neues, besseres Geschlecht bevölkert die Erde. Als Nebenzüge erscheinen die Einherjar, die zum Zeitvertreib kämpfen, auch sich töten, aber zur Essenszeit wieder heil sind, und der so einzige Eber Sährinnir, der in Walhal täglich verzehrt wird und jeden Abend doch wieder vollständig ist. Ja sogar, können wir hinzufügen, der ewige Jude wird aller hundert Jahre durch eine Krankheit — verjüngt.

Endlich kommen wir mit bedächtiger Schnelle zu den Griechen, aber nicht in der mephistophelischen, dem Homunkulus mitgeteilten Voraussetzung: Das Griechenvolk, es taugte nie recht viel! Obgleich nun auf die vorsokratischen Philosophen schon so viel Mühe verwandt worden ist (neuerdings von H. Diels), so lassen uns die interessanten Trümmer ihrer Lehren doch noch immer nicht mit Sicherheit auf das ganze Gebäude, dem sie entnommen sind, oder wenigstens auf die Struktur eines Teiles schließen. Außerdem ist der Gedanke der ewigen Wiederkehr auch hier nicht gleich in konsequent ausgebildeten Einzelheiten aufgetreten. Es scheint, sagt unser trefflicher alter Eduard Zeller, daß Anaximander Weltuntergang angenommen hat, dem aber, vermöge der unaufhörlichen Bewegung des unendlichen Stoffes, eine neue Weltbildung folgen sollte, sodaß er eine unendliche Reihe aufeinander folgender Welten gelehrt hätte. Auch dem Anaximenes seien wir berechtigt, die Lehre vom Aufundab der Weltbildung und Weltzerstörung zuzuschreiben. Ähnlich ist's bei Diogenes von Apollonia.

Dagegen nähern wir uns einer genauern Formel in der pythagoreischen Philosophie. Ob nun die Pythagoreer den Weltuntergang angenommen haben, ist zweifelhaft, wohl aber den der Einzel Dinge. In einer spätern Periode der Welt werden nicht bloß dieselben Personen wieder erscheinen, die schon einmal gewesen sind, sondern auch alle ihre Handlungen und Zustände werden sich wiederholen. Daß die Welt immer war und immer sein wird, ist auch Heraklits Meinung. Die Umwandlung des Stoffes bewegt sich im Kreise. Die gegenwärtige Welt wird sich einst in Feuer auflösen, aber aus diesem Weltbrand wird sich eine neue erheben, und so ins Unendliche. Auch dem Empedokles schien die Form der Welt geworden, sie selbst dem Untergang unterworfen. Je nachdem die „Liebe“ alle Elemente völlig vereinigt oder der „Haß“ sie trennt, vollzieht sich dieser Prozeß. Dieses Drama spielt sich in seinen vier

Alten immer wieder ab: absolute Einheit der Stoffe, Übergang zur Trennung, absolute Trennung, Rückkehr zur Einheit.

Eine detailliertere Ausmalung des Bildes geben uns erst die Stoiker. Das Urwesen ist das heraklitische Feuer, das sich zuerst in luftartigen Dunst, dann in Wasser verwandelt hat, aus dem sich ein Teil als Erde niederschlägt, ein anderer als atmosphärische Luft konstituiert, die ihrerseits wieder Feuer aus sich entzündet. So scheidet das Urwesen gleichsam den Stoff als seinen Leib aus. Die Welt hat eine bestimmte Zeit. An deren Ende führt ein allgemeiner Weltbrand alle Dinge in den Urzustand zurück, sodaß nur das Urfeuer übrig bleibt. Dann ist ein Weltjahr abgelaufen, und die Bildung einer neuen Welt beginnt. Sie ist der vorigen vollkommen gleich, in der Art, daß alle einzelnen Dinge, Personen und Vorgänge in ihr genau so wiederkehren, wie sie früher gewesen sind. Diese Wiederkehr heißt Apokatastasis; die Welt erlebt eine Wiedergeburt, Palingenesie. Da wird wieder ein Sokrates auftreten, seine Xanthippe heiraten, von Anytos und Meletos verklagt werden. Xanthippe, so müssen wir fortfahren, wird wieder „gerettet“ werden, und zwar wie einst in den Vorträgen und Abhandlungen von Ed. Zeller. Um noch eine realistische Einzelheit des griechischen und des sonstigen Lebens hinzuzufügen, so werden auch dieselben Wanzen wieder die ihnen von Chrysisippus freundlich beigelegte Teleologie bewahrheiten, daß sie den klassischen griechischen oder einen profanern Schläfer an zu langem Schläfe hindern.

Ist's nun aber, fragt ein gewissenhafter Seher oder Denker, genau derselbe Sokrates? Da meinen doch einige: Identisch sind die Sokratische nicht, aber — unterschiedlos ähnlich. Oder es sind, freilich nur unbedeutende, Unterschiede vorhanden. Immerhin bewegt sich die Geschichte der Welt, da Kraft und Stoff ewig sind, in endlosem Kreislauf durch dieselben Bahnen. Auf Epikurs Meinung kommen wir noch zurück.

Während Markus Antoninus (M. Aurel) die antiken Gedanken ohne neue Färbung wiederholt (7, 19. 11, 1), erfahren sie bei dem tief sinnigen Origenes Widerspruch, sowohl in der großen Streitschrift gegen Gelsus als auch an andern Stellen. Origenes geht schon auf einige Einzelheiten der Konsequenz ein; so findet er es z. B. lächerlich, daß Sokrates auch genau dieselben Kleider tragen, in derselben Armut, genau derselben Stadt Athen leben müßte. Das alles sollte eine Art von Auferstehung erleben? Freilich sind vor dieser Welt, so glauben wir, andre gewesen — dafür können wir uns auf den Prediger (1, 9) berufen; und daß nach der Vernichtung (corruptio) dieser jetzigen Welt eine andre sein wird, das lehrt uns Jesaja (de princip. III, 3, vgl. die oben angeführten Stellen). Aber die unendliche Weltenreihe entspricht nur der ewigen Tätigkeit Gottes als Schöpfer, und die Wiederbringung aller Dinge (Apokatastasis) geschieht mit Vernichtung der Körperlichkeit. „Alle Geister werden in der Form ihres individuellen Lebens schließlich gerettet und verklärt, um einer neuen Weltperiode zu dienen, wobei dann das sinnliche Materielle von selbst abfällt. Es wird ein corpus spirituale auferstehn, dem alle Eigenschaften des Sinnlichen, ja alle Glieder, die sinnliche Funktionen haben, fehlen werden, und das, wie die Engel und Gestirne, in Lichtglanz strahlen wird“ (Harnack, Dogmen-

geschichte, 1894. I. 618 f.; Hergenvröther, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, 1902. I. 257).

2

Nachdem wir die mannigfaltigen Schattierungen des Gedankens der periodischen Wiederkehr an einigen Beispielen haben kennen lernen und seine rein kosmologische Fassung in der griechischen Philosophie vorgefunden haben, fragen wir nach seinen psychologischen Wurzeln. Sie müssen in der Natur, im menschlichen Leben, in Bedürfnissen der Weltanschauung liegen, logisch oder gefühlsmäßig sein.

Die Natur ist recht eigentlich das Gebiet periodischer Erscheinungen. Da wechseln Tag und Nacht, die Jahreszeiten, die Stellung und zum Teil das Aussehen der Gestirne, besonders des Mondes. Pflanzen sterben ab und erneuern sich, das Wasser strömt ins Meer, steigt in Dunst zu Wolken auf, fällt nieder, geht in die Erde usw. Auf ihr ist es im Sommer warm, im Winter kalt, wie es Noah nach der Sintflut verheißten wurde, und sie produziert, scheinbar nur mit dem dünnsten Teil ihrer Kruste, auch die Menschen. Diese werden dann wieder verschluckt, ob es fette oder magere Bissen, junge oder alte sind, Übermenschen oder Fabrikware der Natur, große Denker und physiognomische Nichtswürdigkeiten (Schopenhauer), wirkliche Philosophen und solche „Apothekerburschen und Barbiergesellen, die den Unterschied von Materie und Stoff nicht begreifen können, welcher letztere schon die Materie mit Form ist“ (Schopenhauer). Geburt und Grab lösen sich ab; Reiche entstehen und vergehn, sonstige Analogien der Geschichte werden uns aufgezählt, mit Einschluß der Geschichte der Philosophie.

Diese Stetigkeit ist dem Menschen zum Teil unschätzbar und keineswegs trostlos. Ob sie nun aber seinen Wünschen nicht durchweg entspricht — Freud muß Leid haben —, so erzeugt sie eine Disposition, nach Analogie zu urteilen, *comparatio proportiove*, wenn es noch erlaubt ist, einen Ausdruck Ciceros zu brauchen. Ich vergleiche die Vergangenheit mit der Gegenwart, diese mit der Zukunft; wie sich die Vergangenheit zur Gegenwart verhält, so diese zur Zukunft; das ist der Kreislauf der menschlichen Dinge, der für das Menschenschicksal gelegentlich auch Herodot auffiel.

Nicht überall aber liegt die Erfahrung so günstig wie bei den Störchen, die im Frühling wieder kommen und uns neues Leben gewährleisten. Daß die Welt durch Feuer zugrunde geht und wieder ersteht, hat die Erfahrung nicht gelehrt. Sodoms Schicksal ist nur eine bescheidne Drohung. Wer diese Formel trotzdem auf die Geschichte anwendet, gibt damit entweder eine religiöse Prophezeiung oder verläßt sich auf einen metaphysischen Glauben. Zahlreicher sind die Erzählungen von einer großen Flut, sogar in verschiedenen Kontinenten. Jedoch haben sie die Granier nach Spiegel (Gran. Altertumskunde I, 456) nicht, auch nicht die Ägypter nach Sayce, bekanntlich aber die Babylonier. Aber wenn es geschehen ist, so ist es bis jetzt nur einmal geschehen, und der Gedanke, daß es sich wiederholen muß, ist Zutat der Phantasie, ein ziemlich dürftiger Analogieschluß. Er ist psychologisch nicht hinlänglich begreifbar, weil die einstige Flut mit ihren Schrecknissen zu wenig unmittelbar packend ist. Dagegen stellt

sich der Gedanke, daß sie für gewisse Nachlosigkeiten das einzig passende wäre, mitunter ein, wie in Schillers Tell (IV, 1) und in der Maria Stuart (III, 6).

Aber die Flut wäre ja nur eine Einzelheit des Weltlaufs, eine kleine Episode. Auch ist sie es nicht, die uns Niebüche mit Seherblick verkündet, sondern er gibt uns den ahnungsvollen Schauer, daß sich genau das Gleiche wiederholen soll. Suchen wir auch unsre begehrlche Phantasie zu zügeln, so können wir uns doch ein trauliches Familienbild der Zukunft — aere perennius — wohl ausmalen. Da sitzen wir wieder um diesen selben Tisch, der aus denselben Bäumen gemacht ist, die an derselben Stelle gestanden haben, mit derselben Anzahl von Nadeln und dürrn Blättern auf der Erde um ihren Fuß, die demselben Eigentümer gehört haben, an demselben Tage, zu derselben Zeit, von demselben Manne gefällt sind, der dieselbe Art und Säge hat, denselben ehrlich geflickten Rock, dieselben prunklosen Schafstiefel, in denen derselbe ebenso abgenutzte Wegstein geborgen ist, der aus derselben kurzen Pfeife (des armen Mannes) denselben noch immer nicht verstaatlichten Tabak raucht, in derselben Kneipe denselben Schnaps zur Stärkung trinkt; wir sitzen an dem Tisch, der von demselben Tischler gemacht, von demselben Möbelhändler einst erworben wurde, mit denselben ehrenvollen Narben, die er sich im geduldigen Dienst der Generationen erworben hat. Es ist wieder (nach all denselben Verbesserungen des Kalenders durch Cäsar, Sosigenes, Gregor den Dreizehnten) Mittwoch, der 29. Februar, 1 Uhr, nach Zwölfstundenteilung. Derselbe Milchreis ist wieder von demselben Dienstmädchen, namens Minna, etwas angebrannt, sie erhält wieder denselben tadelnden Blick der Hausfrau, dieselbe Vanille schmeckt wieder etwas fade. Dieselbe uns befreundete Stiefgroßmutter des Fräuleins Selicke ist wieder anwesend, sie hat dasselbe großkarierte Wollenkleid an, leidet an demselben chronischen innern Übel, gegen das sie denselben Kamillentee seit drei Jahren und zwei Monaten anwendet, sie hat heute wieder genau um 7¹/₂ Uhr beim Zähneputzen gemerkt, daß der hinterste Backenzahn links oben etwas wackelt, und denselben Traum gehabt, wie einst, daß sie nämlich Sauerkohl gegessen hat, der ihr doch gar nicht bekömmlich ist, und daß — vielleicht war der Traum bedeutungsvoll? — sie in derselben Morgenzeitung, die sie mit derselben befreundeten Familie Knitschke zusammen hält, die Notiz gefunden hat (obgleich die Stelle wieder etwas schlecht gedruckt war, da das Papier wieder die zur ewigen Wiederkehr bestimmte Falte machte), daß die Frau des Hausdieners Weiß von Drillingen entbunden ist (die ewigen Drillinge), worauf unmittelbar die andre Notiz folgte, daß sich eine Frauensperson von einer ehrsamem Vermieterin drei Monate lang als Erzherzogin titulieren ließ, während sich dieser von der achtjährigen ehelichen Tochter der Vermieterin täglich durch Handkuß zu ehrende Rang plötzlich als empörender Schwindel herausstellte.

Diese so leicht zu ergänzenden Wiederholungen des Einst braucht man nicht fortzusetzen, wenn man selbst schwindlig werden will. Wäre aber nicht solche Betrachtung eine Konsequenz der ewigen Wiederkehr? Unzweifelhaft sind die Surristen die Leute, von deren Denken und Entscheiden man zu allererst Konsequenz zu erwarten und zu fordern hat. Aber nächst ihnen von den Philosophen. Wenigstens Folgerichtigkeit muß das Denken eines Philosophen zeigen, wenn

uns auch seine Grundanschauung nicht überzeugend wäre; er darf sich nicht fortwährend an seinem Popf über sich hinausziehen und als „freier Tänzer“ nur der Konsequenz der Inkonsistenz hulldigen.

Beruft er sich auf die Hypothese, auf die wir ja ungefähr überall in der Wissenschaft angewiesen sind, so ist ihm zunächst entgegenzuhalten, daß es für diese geschichtliche Hypothese im Grunde doch zu sehr an Induktion fehlt. Oder was denken wir uns bei diesen beiden Ausdrücken? Haben wir es hier vielleicht gar nicht mit einer Hypothese zu tun?

Durch Induktion schließen wir, daß das, was zu gewissen Zeiten wahr ist, unter denselben Umständen zu allen Zeiten wahr sein wird; wir verallgemeinern also die Erfahrung. Hauptaxiom der Induktion nennt Mill den Satz von der Gleichförmigkeit des Naturlaufs. Die Induktionen, die uns erlauben, die Zukunft vorher zu sehen, werden aber schwächer und schwächer, je weiter wir in diese hinaus schauen. Es ist etwas anderes, ob wir erwarten, daß morgen die Sonne aufgeht, oder daß sie es in 20 000 Jahren tun wird. Ja es gibt, meint Mill, keinen Satz, von dem man behaupten könne, daß ihn jedes menschliche Bewußtsein ewig und unwiderruflich glauben müsse.

Die Hypothese ist nun nicht eine beobachtete Tatsache, sondern etwas zum Zweck der Erklärung zu den Tatsachen Hinzugedachtes, sie ist bestimmt, die Widersprüche oder Lücken, um derenwillen das Gegebne in seiner unmittelbar vorliegenden Gestalt nicht denkbar ist, durch die Annahme eines der Beobachtung entgehenden innern Gefüges der wirklichen Vorgänge so zu erklären, daß aus diesem angenommenen wahren Verhalten der Widerspruch verschwindet. Die Hypothese hat also nur die Tendenz, Tatsache zu sein; wer sie aufstellt, meint Locke, glaubt die Reihe der wirklichen Tatsachen durch glückliches Erraten einer nicht minder wirklichen verlängert zu haben.

Halten wir uns daran, so ist klar, daß eine Annahme, die uns nicht entweder Tatsachen erklärt oder bisher getrennte Erscheinungen als zusammengehörend erweist, den Namen einer Hypothese verliert und somit aus der Wissenschaft ausscheidet. Außerdem ist, wie Goethe uns mahnt, eine Wissenschaft, wie jede menschliche Anstalt und Einrichtung, eine ungeheure Kontignation von Wahrem und Falschem, von Freiwilligem und Notwendigem, von Gesundem und Krankhaftem. Alles, was wir tagtäglich gewahr werden, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome ansehen, die . . . auf ihre physiologischen und pathologischen Symptome zurückzuführen sind (Annalen, 1811).

Was wissen wir denn von der Welt? Auf unsrer Erde wechseln, wie Oskar Beschel sagte, die Trachten der Schöpfung. Zu diesen Trachten kann man auch den Menschen rechnen mit allem, was ihm anhängt und von ihm abhängt. Aber davon abgesehen, welche artigen Meinungsverschiedenheiten begegnen uns noch! Die Zeit, die das Licht braucht, um von dem entferntesten noch wahrnehmbaren Nebelfleck bis zu uns zu gelangen, wurde auf dreißig oder zwanzig Millionen Jahre geschätzt; ein anderer Astronom dagegen meint, es könne höchstens noch Licht zu uns gelangen, das die bescheidnere Zeit von 5000 Jahren unterwegs gewesen ist. Nicht sehr zahlreich sind bisher die Beobachtungen vom Aufblammen neuer Himmelskörper, dazu schwankt ihre Helligkeit.

Kurz, wir kennen die Welt nicht; sie ist uns trotz ihrer ungeheuern Realität nicht gegeben, sondern aufgegeben, ist nicht eine Erfahrung oder Anschauung, sondern eine Idee.

Trifft aber die Annahme von der ewigen Wiederkehr offenbar zunächst oder allein unsre Erde, so ist die Voraussetzung dieser Vorstellung zunächst eine Änderung der Gegenwart, und zwar so, daß die Erde ungefähr wieder nackt und bloß, wie Hiob, in den Ort ihres Ursprungs zurückkehrt, wie der Mensch ins Grab. Nun ist uns ja gesagt, daß die Farbe der Himmelskörper mit ihrem Alter wechselt; die weißen Sterne müssen viel höhere Temperatur haben als unsre vergilbende Sonne. Der kleinen Zahl blutroter, die die sechste Größe nicht überschreiten, geben die Astronomen nur noch einen sehr niedrigen Grad der Temperatur, sodaß sie anfangen, ihr eignes Licht zu verlieren. Gibt die Sonne nicht mehr genug Wärme für die Erde, so stirbt die Erde ab. Aus den bisherigen Erfahrungserkenntnissen über die Ökonomie der Wärme will man deshalb allerdings jene Vermutung über den Endzustand der „Welt“ ableiten. Gewiß ist es wichtig für die Wissenschaft, zu überlegen, zu welchem Ende zuletzt die Vorgänge, die wir geschehen sehen, dann führen würden, wenn nichts ihre Fortdauer nach den bis jetzt beobachteten Gesetzen ihres Verlaufs hinderte. Aber, so mahnt uns Locke, ob die hypothetische Annahme der Fortdauer zutreffen wird, die wir zu diesem Behufe den wirklichen Verhältnissen der Gegenwart zuschreiben müssen, und ob nicht in kurzem oder in späterer Zeit neue Entdeckungen hinzutreten werden, die das jetzt voraus zu sehende Ergebnis völlig ändern würden, kann niemand entscheiden. Man muß sich hüten, für eine assertorische Vorausverkündung der Zukunft die Angabe dessen zu halten, was unter der willkürlichen Voraussetzung ausschließlicher Geltung gewisser Bedingungen allerdings deren notwendige Folge sein müßte. . . . Jene Sprünge eines beweglichen Vorwizes, unterhaltend am Anfang und langweilend in ihrer Wiederholung, gehören nicht diesem achtbaren geschichtlichen Sinne an, sondern der bedenklichen Hinnneigung zu dem rein Anekdotenhaften, mit dem sich unsre Zeit, allerdings im Gegensatz zur Philosophie, über die Unklarheit ihrer prinzipiellen Überzeugungen durch lebhaft Beschäftigung der sinnlichen Einbildungskraft zu trösten sucht.

Wie hoch, kann man hinzufügen, stehn die scharfsinnigen und für unsre Weltanschauung wichtigen Bemühungen um eine Biographie der Erde oder sogar des gesamten Baues der Weltkörper über der biographischen Schnüffelei, mit der man unsre Dichter verfolgt, die sehr wahrscheinlich Goethe und Kleist höchst unsympathisch gewesen wäre. Aber auch dann, wenn wir die Biographie der Erde hätten, wären wir nicht genügend prophetisch ausgerüstet, als daß wir über ihre Zukunft hellseherisch werden könnten. Obgleich wir aber ohne Hypothesen nicht auskommen, so sind sie doch mitunter nur Wiegenlieder, womit der Lehrer seine Schüler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschränkung kennen; er sieht, je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein (Goethe). Goethe würde, sich kaum zur ewigen Wiederkehr bekannt haben. Wenigstens sagt er, allerdings in früher

Zeit, um 1780, die Natur schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder; alles ist neu und doch immer das Alte.

Aber, sagt man uns, wenn wir uns die jetzige Welt nach der Theorie von Kant oder Laplace entstanden denken, aus dem Dunstball, oder aus einer schon rotierenden Nebelscheibe unsers Sonnensystems, so ist dieser Urnebel selbst nicht anders denkbar, als entstanden aus einer frühern Welt, die, einstmals so wie die gegenwärtige, in der ungeheuern Spanne eines Weltjahres wieder zu Nebel geworden ist, der geheimnisvoll allen Samen zur jetzigen Welt enthalten hat. Woher sollte dieser Urnebel gekommen sein?

Eben dies aber, müssen wir antworten, wissen wir nicht. Und wenn wir es nicht wissen, dann ist die Hypothese, daß er Weltbrei ist, unsicher und nicht geeignet, auf einen neuen Weltbrei zu schließen, der sich genau so entwickeln wird, wie wir es — notdürftig — in der ganz kurzen Zeit unsrer Vorgeschichte, Urgeschichte und Geschichte kennen. Kennen? Zu kennen glauben oder uns bemühen. Denn wenn wir den Begriff des Wissens pressen, so müssen wir, je schärfer unsre Kriterien vom Wissen entwickelt sind, desto offener gestehn, daß es Stückwerk ist.

Aber wie ist's mit Epikurs Formulierung: Da in der unendlichen Zeit für alle denkbaren Atomverbindungen Raum war, so soll nie etwas geschehn, was noch niemals dagewesen wäre. Welches sind denn aber zunächst die „denkbaren“ Atomverbindungen? Wir kennen sie nicht. Vielmehr finden wir logisch nicht alle denkbar, sondern haben die Vorstellung, daß manche undenkbar sind, und daß ihre Verbindung strengen Gesetzen unterliegt. Ferner wissen wir nicht, ob das Spiel der Atome allein den Bau der Welt konstituiert, oder ob nicht dabei der Sinn der Welt, eine Idee, wie man öfter gesagt hat, sogar das eigentlich Bestimmende ist. Und über diesen Sinn der Welt haben wir bisher vergeblich gegrübelt. Endlich, wenn jedes Atom der Welt mit jedem in gesetzlicher Wirkung steht, so kann man vielleicht die Welt einem Kaleidoskop vergleichen, das durch eine uns unbekannte Mechanik geschüttelt wird. Nun sagen uns die Mathematiker, daß die Ergebnisse der Schüttelung, also die Verschiedenheit der von uns gesehenen kaleidoskopischen Bilder, abhängt von der Zahl der benutzten Glasstückchen. Je zahlreicher diese sind, desto zahlreicher sind die Permutationen ihrer Lage und des Bildes, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, daß sich ein Bild wiederholt. Nun kennen wir die Zahl der vorausgesetzten Atome der Welt nicht. Nehmen wir aber solche Wirklichkeitsklötzchen an, so müssen wir ihre Zahl unendlich nennen. Folglich ist die Wahrscheinlichkeit der Wiederkehr einer gleichen kaleidoskopischen Lagerung unendlich klein, mathematisch ausgedrückt gleich Null. Von welcher Naturerscheinung können wir überhaupt mit Gewißheit behaupten, daß sie einer gleichzeitigen oder frühern genau gleich ist? Können wir beweisen, daß zwei Grashalme, zwei Baumblätter genau gleich sind? Leibniz glaubte es nicht. Wenn dies nicht der Fall ist, wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit zu veranschlagen, daß dieser Schüttelungsmechanismus nach der Melodie der alten Leier (on revient toujours à ses premiers amours) die ewige Wiederkehr der „Welt“ hervorbringt? Der bekannte Grundsatz affirmanti

incumbit probatio ist jedenfalls von Nietzsche nicht befolgt worden, wie denn überhaupt nicht das Beweisen, sondern das Behaupten seine Lieblingsbeschäftigung war. Die ewige Wiederkehr ist nichts als eine antizipierte Anekdote, mit demselben unbekümmerten Anspruch auf Glaubwürdigkeit, wie sie vielen andern Anekdoten zukommt.

Da diese Behauptung zur Umwertung aller Werte keinen durch Neuheit verblüffenden Beitrag liefert, so ist schwer zu sagen, warum sie der große Zarathustra ausgesprochen hat. Wahrscheinlich bloß, um mystisch zu kitzeln. Oder lohnt es sich, Übermensch zu werden, wenn es doch wieder mit der schreckhaft langsamen Erziehung von vorn losgeht? Aber nach Konsequenz darf man den „freien Tänzer“ nicht fragen. Wenn Schiller (An die Freunde) sagt: Neues hat die Sonne nie gesehn, so ist dies teils nicht wörtlich zu nehmen (dann wäre es unrichtig), teils scheint der Dichter nur das allgemeine Schema der Lebensvorgänge im Sinne zu haben — Alles wiederholt sich nur im Leben —, während die Phantasie insofern ewig jung bleibt, als sie durch Kombination von Erfahrung und Denken neue Bilder schafft. Und wenn die Sonne bisher nichts Neues gesehen hätte, wer sagt uns, daß sie in Zukunft nichts Neues sehen wird?



Deutsche Romane und Novellen



Als Gottfried Keller die „Leute von Seldwyla“ hatte erscheinen lassen, da sollen, wie er neckisch erzählt, sieben schweizerische Städte ihm ihr Ehrenbürgerrecht angetragen haben für den Fall, daß er sie für das Urbild Seldwylas erklären würde. Keller aber lehnte die ehrenvolle Zumutung ab, denn jede schweizerische Stadt enthielte einen Turm, ein Haus, ein Stück von Seldwyla. Die Natur scheint das Dörfchen Nimikon mit einer besonders starken Portion Seldwylertum bedacht zu haben. Denn Herr Peter Camenzind, dieses Fleckens Sohn, ist so, wie ihn sein Dichter Hermann Hesse darstellt (Peter Camenzind, 2. Aufl., Berlin, S. Fischer, 1904), in der Tat ein ganzer Seldwylser. Seldwylisch ist seine erste Liebesgeschichte, seldwylisch sein Verhältnis zum „alten Camenzind,“ seinem Vater, und zu dem köstlichen Projekturmacher Onkel Konrad. Seldwylisch und, wenn man will, kellerisch überhaupt ist sein Trinkerdrang und seine Trinkerphilosophie. Und so wäre hier im Grunde ein rechter Beweis für Kellers Behauptung. Denn ganz gewiß hat Hesse den größten Dichter seiner engern Heimat nicht nachahmen wollen — aber als echter Alleanne steckt er selbst so sehr in Seldwylerei drin, daß auch seine Gestalten etwas von der unvergeßlichen Art dieses seltsamen Völkchens haben. Das tut ihnen keinen Abbruch und mindert in keiner Weise den Wert des schönen und vergnüglich zu lesenden Buches. Vergnüglich, weil auch das Schwere und das Tragische immer beglänzt sind von einem Sonnenstrahl, der durch eine volle Flasche roten Weltliners fällt. Am Schlusse freilich wird es ein bißchen kraus: